

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

[Text]

und, um sich eine gute Haltung zu geben, drehte sie in seiner Hand hin und her. — Georg ging lächelnd seinem herzoglichen Lehrer entgegen, und dieser gab ihm einen Kuß.

— Laßt euch nicht stören, sprach Herr Revoil, der wahrnahm, welche Sensation seine Gegenwart im Hause hervorbrachte; alle sitzen, oder ich gehe fort! — Sehet, fügte er hinzu, wäre es auch nur um euch das Beispiel zu geben, ich nehme diesen Stuhl und setze mich neben euch zum wohlthuenden Feuer; denn ich habe Wichtiges mit euch zu sprechen; gerade deshalb komme ich ja.

Ein jedes nahm seinen Platz wieder ein, und alle sperrten Maul und Nase auf.

— So denn, Herr Joussand, setzte der Lehrer hinzu, seid ihr mit euerm Georg zufrieden? Was mich anbelangt, so will ich euch gleich sagen, daß ich mit ihm ganz zufrieden bin.

Der Holzhauer fand kein einziges Wort zu antworten: sein Gesicht, völlig ausdruckslos, schien anzudeuten, daß das seinem jüngsten Sohne geltende Lob ihn vollkommen kalt ließ.

— Ich habe mich über ihn nicht zu beklagen, versetzte er endlich; der Bube macht mir keinen Verdruß, aber auch keine Zufriedenheit: denn in nichts hilft er mir bei der Arbeit.

— Ihr denkt doch nicht daran, einen Holzhauer aus ihm zu machen, was?

— Warum nicht? Jenes Handwerk ernährt seinen Mann, wie so viele andere; mit ihm kann ich ja meine vier Kinder aufziehen.

— Das Handwerk ist allerdings recht ehrenhaft, erwiederte Herr Revoil, und ich kenne manche andere, die es nicht werth sind; aber um es zu betreiben, braucht man vor allem Körperkraft, und meines Erachtens hat euer Georg dieselbe nicht.

Ein Seufzer war die Antwort des Holzhauers.

— Da er nicht bei euch im Wald bleiben kann, habt ihr schon daran gedacht, daß er einen andern Lebensberuf finde, eine Beschäftigung die mit seinen Anlagen, seinen Fähigkeiten, seinem Charakter stimme?

— An derlei Dinge habe ich noch gar nicht gedacht. Gerade wie wenn ich Zeit hätte, über Derartiges nachzudenken. Ich kenne nur die Arbeit, ich; sonst weiß ich nichts, ich bin kein Doktor!

— Georg steht jetzt in seinem vierzehnten Jahre, und die Zeit ist gekommen, in Bezug auf ihn einen Entschluß zu fassen.

— Sie haben tausendmal recht, fuhr die Mutter des Georg fort; was wollen Sie aber, die armen Leute kennen weder Freunde noch Gönner!

— Habt doch nicht so falsche Auffassungen, versetzte der Lehrer; die ehrlichen Leute, welches auch ihr Stand sei, haben nach Verhältniß ihres Verstandes und ihrer Lehre Anspruch auf eine Stellung in der Gesellschaft. Warum diese fatalistische Entmuthigung? Hört! wollt ihr aus euerm Sohne einen Schullehrer machen?

— Gerechter Gott! heiliger Himmel! ist das möglich, murmelte Frau Joussand.

— Warum nicht? — Beim Lehrerseminar gibt es mehrere Stipendien; vielleicht gelingt es mir, ein solches für Georg zu erhalten.

— Nein, schrie mit starker Stimme Pierre Joussand, nein, ich will in meinem Hause keine Gelehrte haben, sage ich euch.

— Dieser Grund hat keinen Werth, erwiederte Herr Revoil; hat man je einen Vater gesehen, der sich weigert, seinem Kinde eine ehrenhafte Zukunft zu sichern, ihm außer der seinigen jede andere Laufbahn verschließt, um es für alle Zeiten zum Wellenmachen zu verurtheilen, wenn man Holzhauer ist?

— Was geht mich das an, was andere thun? versetzte Georgens Vater zornig; ich lasse jedem die Freiheit, zu handeln wie es ihm gefällt; ich mische mich in keines Menschen Geschäfte ein, und ich verbitte mir auch jede Einmischung in die meinigen.

— Bitte um Entschuldigung, Herr Joussand, sagte ganz sanft der Schulmeister, indem er aufstand und sich zum Weggehen anschickte; ich hatte beim Hieherkommen nur den einen Zweck, euch und euerm Sohne nützlich zu sein; da aber mein Anerbieten eure Zustimmung nicht findet, so wollen wir davon weiter nicht mehr sprechen.

Georg unterdrückte einen Seufzer; das arme Kind sah seine schönste Hoffnung getäuscht, den Traum seines Lebens zerronnen.

Frau Joussand faltete verzweifelt ihre Hände und erhob dieselben zum Himmel. Die übrigen Kinder, dem Austritt gegenüber mehr oder weniger gleichgültig, hörten der Unterredung still zu.

Da Pierre Jouffand sah, daß Herr Revoil sich entfernen wollte, stellte er sich vor die Thüre.

— Bleibet, machte er, ich will nicht, daß ihr einen schlechten Eindruck von meiner Person aus dem Hause mitnehmet. Ich bin hitzig, mürrisch, mitunter heftig; das Herz aber ist gut; sehet, gebt mir die Hand.

— Ganz gerne.

— Ihr seid ein ehrenwerther Mann, Herr Revoil, ich schätze euch, und ich werde nie vergessen, daß ihr uns gut gesinnt seid.

— Wenn ihr diese Ueberzeugung habt, dann warum lehnt ihr das Anerbieten ab?

— Wenn ich offen mit euch reden soll, so hört denn: ich will nicht, daß der Bube ein „Herr“ werde, weil er einst seinen Vater verachten würde, weil er sich bei anderen seiner Eltern schämen würde, weil es gar oft schwer fällt, seinem Stand enthoben zu werden.

— Wenn ihr euerm Sohne derartige Gesinnungen zumuthet, so kennet ihr ihn nicht. Ich verbürge euch seine Ehrerbietigkeit für euch und seine Liebe für all' die Seinen: Georg ist ein edles Herz, glaubet meinem Worte. Verschließet ihm seine Laufbahn nicht, er wird später der Ruhm und die Stütze eurer alten Tage sein.

Ein heftiger Kampf schien sich im Innern von Pierre Jouffand zu regen: seine Brust schwellte an; seine Hand drehte ganz fieberhaft die gestreifte Mütze hin und her; eine Thräne stieg ihm aus dem Herzen ins Auge.

— Meinnetwegen... so machet denn, meinte er, aber daß es niemand gereue!

Georg sprang dem Vater um den Hals und küßte ihn zu wiederholten Malen mit unvergleichlicher Zärtlichkeit. Frau Jouffand, überglücklich, aber ganz zitternd, fand zur Schilderung ihrer Gemüthsbewegung nichts als folgendes Wort:

— Oh! mein alter Pierre, wie gut du bist!

Vierzehn Tage nachher trat Georg in das Lehrerseminar zu R. . .

Seit jenem Weihnachtsabend sind zwanzig Jahre dahingegangen.

Was ist aus dem Holzhauerskinde geworden? so fragt gewiß jeder Leser.

Georg hat seinen Weg gemacht, hat es weit gebracht. Den Hoffnungen seiner Lehrer hat

er vollkommen entsprochen, und heute ist des Holzhauers Sohn Generalinspektor des öffentlichen Unterrichts; vor zehn Jahren hat er sich mit Odette verheirathet.

So oft er sich seinen Amtspflichten einigermaßen entziehen kann, besucht er seine bejahrten Eltern, überhäuft sie mit den innigsten Liebesbeweisen und verlebt mit ihnen vertraute Stunden, die der Seele so wohlthun und allen so heilsam sind!

Die ganze Familie, durch ihn gut versorgt und untergebracht, lebt glücklich und geachtet; die Unwissenheit ist aus dem Vaterhause gebannt; seine Brüder haben auch die Wohlthaten des Unterrichts genießen wollen, und ihre Kinder, von Eifer und Fleiß beseelt, werden voraussichtlich ihrem Lande nützlich sein.

Herr Revoil ist mit Recht stolz auf sein Werk. Bedeutendere Stellen wurden ihm angeboten; allein es gefällt ihm auf dem Lande, im Dorfe, wo er bereits ein ganzes Geschlecht unterrichtet hat. Dann sieht er auch alljährlich „seinen Georg“, seinen Lieblingsjünger, den Zögling, der ihm am meisten Ehre eingebracht hat, den Vater seiner Kindeskinde!

Jedes Jahr nämlich, an Weihnachten, zum Andenken an den von seinem Vater auf Anregung des würdigen Schullehrers gefassten Beschluß, kommt der Generalinspektor der Universität ins Dorf und versammelt am Familientisch Eltern, Verwandte und Freunde.

Zur Zeit, da diese Weihnachtsgeschichte erscheint, ist zweifelsohne Georg Jouffand wieder bei den Seinen, mit Odette und den Kindern.

Der lieben Familie glückliche Weihnachten!

Sophonime Doudier.

Der kleine Peter.

(Eine Erinnerung aus Dieppe.)

(Mit einer großen Abbildung.)

Wenn der Reisende nach Dieppe kömmt, hat er nichts Besseres und Siligeres zu thun, als seine raschen Schritte nach dem breiten Meeres-Ufer zu lenken, das links und rechts durch imposante steile Felsenabhänge abgeschlossen ist, und dessen Pierde die herrliche Badeanstalt der Bains-Là bildet. Indem er

dort die schönen Gasthäuser und prächtigen Villas der Aguado-Straße hinter sich hat, läßt er sich unwillkürlich auf einer Sitzbank des Stadtgartens nieder, verkostet den ihm vom Meer zugeführten Windesduft, und läßt seine Blicke in süßer Ruhe über die unabsehbare Wasserebene dahinschweifen, worin sich das Blau des Himmels und die Strahlen der Sonne wieder spiegeln: ein köstliches Farniente mit poetischer Träumerei, in welcher der Mensch vom Erhabenen und Geheimnißvollen der Schöpfung Gottes Besitz nimmt. Ah! wie in solchen Augenblicken der Gedanke beflügelt ist und auf der schäumenden Fläche der in majestätischer Ordnung fortrollenden Fluten dahingleitet: jener Fluten, die, soeben schrecklich tosend, jetzt liebkosend auf dem Strandkiesel verlaufen!

Auch kein geringes Interesse bieten die Schiffe, indem dieselben die inneren Bassins verlassen, vom Gestade sich entfernen und dem hohen Meer zusteuern, während sie hin und her, herüber und hinüber geschaukelt werden. Von Ferne hört man auf dem Damm den Lärm der Holzschuhe und Galoschen, und das Gemurmel der Stimmen: die armen Leute, Männer, Frauen und Kinder, die hin- und herlaufen und ihren lieben Abseglenden „Lebewohl!“ zurufen. Die von Dieppe abgehenden Schiffe sind meistens keine glänzenden Dampfboote, die, mit Reichthümern und Touristen beladen, stolz das Meer durchfahren und sich auf ihre solide Maschine verlassen; es sind vielmehr große, schwere Rähne, durch Segel fortbewegte Barken, die der Wind umher schleudert, bald auf dem Gipfel der Wogen treibend, bald in der Tiefe versunken, und so mühevoll vorrückend, daß einem Zweifel aufsteigen, ob sie je einmal über Havre hinauskommen. Und doch gehen sie weit, sehr weit, oft bis nach Neufundland auf den Stockfischfang. Welch' eine warme Obsorge und was für Segenswünsche begleiten sie nicht bei der Abreise und noch lange nachher!

Wenn Ihr Blick auf dem beweglichen Bild lang genug umhergeschweift und Ihre Neugierde durch einen Besuch des auf der Anhöhe so fest gelagerten Schlosses aus dem fünfzehnten Jahrhunderte vollends befriedigt ist, dann wenden Sie auch Ihre Augen auf den beschei-

denen Theil von Dieppe, auf den Pollet, eine eigene Stadt bildend, wie verbannt auf der andern Seite der Bassins liegend: eine Landzunge, von schmalen, schwarzen, schlecht gepflasterten Gassen durchzogen, wohin das Tageslicht kaum heruntersteigt und wo Freude und Luxus keinen Zutritt haben.

Der Pollet, wo Arbeit und harte Lebens-thätigkeit herrschen, ist stets durch die Zornausbrüche des Oceans bedroht.

Im Pollet wohnt eine eigenartige Bevölkerung, die man weiß nicht woher, vielleicht von Venedig gekommen ist, und einen südländischen Dialekt spricht; eine dunklere Menschenrasse als der gewöhnliche Diepper, und der Diepper behandelte dieselbe lange Zeit hindurch als Hergelaufene, mit Abneigung und Verachtung.

In dem absonderlichen Nest haben sich die alten Sitten treu erhalten; an der Hausthüre sitzen Frauen auf Schemeln und beschäftigen sich mit Stricken und Spinnen, während die übrigen ihre Körbe, worin die Seefische zu Markt getragen worden, reinigen und auswachen; die Männer ihrerseits setzen die Barke und das Segel instand. Jedermann ist thätig, bis auf die Kinder, und am Abend, beim Zeichnen der Nachtglocke, ziehen sich alle in die gemeinsame Stube — eine andere gibt es nicht — zurück, zum Essen und zum Gebet. An den Ecken der abschüssigen Gäßchen bemerkt man kleine Muttergottesbilder; denn die allerseeligste Jungfrau ist die Beschützerin der Matrosen, der Fischer, — der Meeresstern, maris Stella.

Welch' warme Andachtsseufzer sind nicht schon zu diesen Bildern aufgestiegen, Stofgebete mit Thränen vermischt!

Und wie oft betet man dort nicht für Abwesende, die nie mehr zurückkommen werden!

II.

Im ganzen Pollet gab es keinen so freimüthigen, so unerschrockenen Seemann, als Martin Lefèvre einer war. Seitdem er sich selbst kannte, hatte Martin Lefèvre mit dem Ocean gespielt, und in Wirklichkeit fühlte er sich auf dem Gipfel der Wellen viel wohler als auf festem Erdboden. An der langen Küste war kein Winkel, wo man sein langes sonnenver-

branntes Gesicht nicht gesehen hätte; keiner hatte so kräftige Hände wie er, um ein Tau aufzuziehen, ein Segel zu spannen oder ein Netz auszuwerfen. In den Ruhestunden — die, das muß man sagen, äußerst selten waren — gab es keinen angenehmen Kameraden als Martin Lefèvre, der, beim Rauchen der Pfeife oder beim Austrinken des Weinkruges, immer eine Geschichte aus dem Lande zu erzählen oder ein Schiffsjungenlied anzustimmen wußte.

Zum Unglück und in Folge des über die Welt verhängten Schicksals, nach welchem auch der geschickteste Mensch irgend einen Fehler begehen muß, nahm Martin zur Lebensgefährtin nicht eine kräftige Frauensperson aus dem Pollet, die sich an seinen Unternehmungen betheiliget haben würde. Das Verhängniß wollte, daß er der Tochter eines Ackerers aus Argues in den Weg trat: Jeanne Desirée war ein blondes, zartes, reizendes Mädchen, kannte aber nichts von den gefährlichen Arbeiten auf dem Wasser.

Sie war denn nicht, wie ihre Nachbarinnen und Freundinnen — jedermann hatte sie nämlich gern, das sanfte und liebenswürdige Wesen — von Kindheit auf an die Erschütterungen des seemannischen Lebens gewöhnt worden. Ihren Mann abreisen sehen, ihn lange, sehr lange zurückwarten, weinend für ihn beten, gar oft im Bette aufrecht sitzen und dem Zischen und Pfeifen des Sturmwindes zuhören, sich stets sagen müssen: „Jetzt ist seine Barke vielleicht unter den Wellen begraben!“ Derartige Regungen und Stöße waren zu heftig für das schwächliche Geschöpf. Eine jede der Seereisen Martins entriß der jungen Frau ein Stück von ihrem Leben. Bei seinem letzten Weggehen hatte sie zu ihrem Manne mit einer gewissen Ahnung gesprochen:

— Werden wir uns wiedersehen?

— Oh! ganz gewiß, hatte er ausgerufen. Ich werde wiederkommen, meine gute liebe Frau.

Wenn er aber auch zurückkehren wird, ist das ein Grund, daß er Jeanne Desirée mit- samt Peterchen wiedersehen wird?

Wer ist Peterchen? wird man vielleicht fragen.

III.

Auf den Felsenriffen des Pollet, die zur Erinnerung an die vom Engländer Talbot im

fünfzehnten Jahrhundert dort errichteten Schanze, von welcher aus die Stadt erstürmt werden sollte, den Namen Bastille tragen, froch tagtäglich ein Junge von etwa zehn Jahren umher, der sich gern von seinen Altersgenossen absonderte und sich einsam auf's Gras niederzulassen pflegte, um in Gemüthsruhe die Bewegungen der Wellen mit den Augen zu verfolgen. Auf den ersten Blick hätte man an seinen blonden und feinen Haaren, an seinen dunkelblauen Augen, an seiner mattweißen Farbe, den Sohn von Jeanne Desirée erkannt. Er glich zu sehr seiner Mutter, als daß man in ihm den Typus der Polletischen Rasse wahrgenommen hätte.

Warum war aber der kleine Peter so ernsthaft, ja so trübsinnig und melancholisch? Er hatte nämlich gar oft, wenn Jeanne Desirée ihn eingeschlafen wähnte, seine Mutter bittere Thränen vergießen gehört, indem sie die Perlen ihres Rosenkranzes durch beide Hände gleiten ließ.

— Warum ist denn der so ernsthaft, der Dumme? wiederholte die dicke Katharine, eine benachbarte Wittwe, deren Gesicht, trotz der überaus großen Flügel ihrer Haube, roth und sonneverbrannt ausah. Warum gehst du denn immer allein spazieren, Peterchen, statt mit den andern Kindern zu spielen? Meine zwei Mädchen, Pauline und Elsa, sind doch allerliebste Herrgottskinder; du kennst sie ja, warum sprichst du denn die ganze Woche hindurch kein Sterbenswörtchen mit ihnen? Mit braven Leuten darf man nicht menschenscheu sein.

Als Antwort wies der kleine Peter mit dem Finger auf die arme Behausung seiner Eltern. Dieses Zeichen machte die Nachbarin bedenklich.

— Ist deine Mutter krank? frug sie mit besorgter Stimme.

Peterchen neigte den Kopf, und unter seinen gesenkten Augenlidern quollen Thränen hervor.

— Ach! deswegen hat man sie seit gestern nicht mehr, wie gewöhnlich, hin- und hergehen gesehen! Und du sagst nichts! . . . Zum Glück habe ich Fleischbrühe. . . Und wenn ich auch keine hätte, so würde ich solche bei den guten und gefälligen Schwestern holen!

Gesagt, gethan! Mutter Katharine begab sich alsobald zur Nachbarin, mit der herzstärkenden Hausfrauenbrühe.

Jeanne Desirée saß halbliegend auf einem großen Lehnstuhl aus Holz. Das Fieber hatte sie eingeschlummert. Sie schlug die Augen ein bißchen auf, erkannte Katharinens Absicht und dankte mit einem gefühlvollen Lächeln. Dann küßte sie zärtlich ihr Söhnchen, das angsterfüllt neben ihr stand und fragend in das abgemagerte Gesicht seiner jungen Mutter blickte.

Nach einigen Augenblicken fand Jeanne Desirée einen Anlaß, das Kind fortzuschicken. Da sie sich nun frei aussprechen konnte, ergriff sie die Hände der Nachbarin, welcher ein Schauer durch die Glieder fuhr, als sie spürte, wie brennend heiß die Haut der Kranken war, und sie sprach zu ihr:

— Ihr seid eine gute Frau, Mutter Katharine; Gott wird's Euch lohnen.

— Das hab' ich wohl nöthig, murmelte diese, denn ich habe schon vielfach Unglück gehabt.

— Ja, das ist wahr, Ihr seid Wittve . . . Mit zwei Kindern; doch ich beklage mich nicht: meine Mädchen sind mein Reichthum.

— Ach! hätte ich doch nur Euern Muth! . . . Allein den gibt man sich nicht selbst. Nie habe ich mich an die Abwesenheit meines armen Mannes gewöhnen können. Ich bin so unglücklich beim Gedanken, daß er, um uns ein wenig Geld zu verdienen, sich so vielen Gefahren aussetzt! . . . Diesmal habe ich noch mehr geweint als sonst.

— Und warum, Nachbarin?

— Weil ich mir sagte, daß das Lebewohl ein ewiges wäre, daß ich Martin nie wieder sehen würde.

— Genug mit diesen Kindereien! versetzte die Wittve mit einer freundschaftlichen Barschheit. Ich verbiete Euch, derlei düstere Dinge zu erzählen.

— Leider! ich bin aufrichtig, und was ich sage, ist in meinem Herzen. Längst schon fühle ich meine Kräfte schwinden. Ich würde den Tod nicht fürchten. . . Was mich aber betrübt, ist, daß ich Peterchen ganz allein zurücklassen werde.

— Was fällt Euch ein? Ihr seid noch so jung! Bah! . . . Ist das gesunder Menschenverstand! . . .

— Allein, großer Gott! ja allein . . . in seinem Alter!

— Ihr habt ja Eltern, die Sorge für ihn

tragen würden, wenn ein Unglück käme . . . doch was! es kommt nicht.

Ohne auf den Schlußsatz zu antworten, schüttelte Jeanne Desirée den Kopf und sagte traurig:

— Ich habe keine Eltern mehr . . . Ich bin eine Waise.

Frau Katharine stand bei dieser Entdeckung wie versteinert da.

— Ganz egal, sprach sie dann weiter, pflegt Euch um Eures Kindes willen, und pflegt Euch um so besser, als nur Ihr allein auf der Welt seid.

Die Nachbarin ging nach Hause und bei ihrem Spinnrocken dachte sie weiter über die Sache nach.

Die guten Leute, welche beim Vorübergehen sie anredeten, wunderten sich über ihre Schweigsamkeit.

— Was hat denn die Frau Katharine? sagten sie. Man sollte meinen, die Feen aus der Bimesstadt haben sie bezaubert!

Hätte man sie näher beobachtet, so würde man sie an jenem Tage zweimal bei Jeanne Desirée eintreten gesehen haben; sie kam heraus, um wieder hineinzugehen. Man würde gesehen haben, wie sie nachts in aller Eile zum Pfarrherrn gelaufen ist, mit ihren Holzschuhen auf dem unebenen Straßenpflaster polternd und, auf dem Rückwege, den greisen Geistlichen um rasche Hilfe bittend.

Am anderen Morgen war das Wort der Jeanne Desirée zur Wirklichkeit geworden; das junge Weib durfte in dieser Welt seinen abwesenden Mann nicht wiedersehen.

Das kann nicht sein! rief die Nachbarin weinend aus. Es soll nicht gesagt werden, daß der arme Kleine darunter leidet, weil er seine Mutter verloren hat und weil sein Vater weit von hier ist. Ich bin Wittve und habe zwei Kinder. . . Nun, so werde ich deren drei haben, was! Und sobald Lesèvre zurückkommen wird, so werde ich ihm seinen Buben übergeben.

Der Pfarrherr drückte schweigend Katharinens Hand. Die Nachbarn kamen einer nach dem andern zu ihr und stimmten ihr bei, was wie Bewunderung ausah. Die gute Frau hatte sich aber so einfach und so natürlich benommen, daß sie nicht verstand, wie man ihrer That so viel Lob spenden konnte.

Der kleine Peter blieb all' den Vorgängen fremd, war wie betäubt und erstarrt, und maschinenmäßig hörte er auf das Wort der Mutter Katharine, als diese mit barschem, aber herzlichem Tone zu ihm sagte:

— So, komm jetzt mit.

Die zwei Mädchen setzten den Buben zwischen sich. Wahrlich, sah man ihre so aufrichtige Freundlichkeit und ihre Sorgfalt für das verwaisete Kind, so durfte man sich wohl mit Recht fragen, ob Gott je eine vollständige Leere in das Dasein eines Menschen bringt, wenn der Unglücksbecher den letzten Tropfen aufnimmt und dadurch zum Ueberfließen kommt.

IV.

Diese aufrichtige Freundschaft zum kleinen Peter zeigte sich tagtäglich; er aber brauchte lange Zeit, bis er dieselbe gewahr wurde. Finster und fast mißtrauisch, wie man es in seinem Alter nur selten ist, schien er alle Zu- vor kommenheit durch Kalt sinn und sogar durch Furcht zu erwiedern.

So oft Pauline und Elsa ihn an das Ufer oder auf die „Bastille“ führen wollten, weigerte er sich hartnäckig. Die freie Luft machte ihn bange; er wollte sich durch nichts zerstreuen, noch weniger die Zeit mit Spielen vertreiben. Der einzige Ausgang, den er sich gestattete, weit war er nicht, führte ihn jedesmal zu seiner Eltern Haus.

Armes verlassenes Haus! es blieb verschlossen, die zugemachten Läden verbreiteten darin ein düsternes Dunkel.

Dort hielt Peterchen stets bedenklich und stumm inne: wie lange betrachtete er nicht das verfallende Gebäude, aus dem der Vater zu einer großen Reise ausgezogen war, aus dem die Mutter zu einer ewigen Reise weggetragen worden! Nur dort lebte er frisch auf, er, das junge Geschöpf, das bereits so viele Erinnerungen hatte.

Katharine ward darob besorgt; denn sie hatte bemerkt, daß der kleine Peter nie trauriger gestimmt war, als bei der Rückkehr vom frommen Spaziergang. Sie suchte deshalb in ihrem Kopfe nach einem Mittel, dem Uebel abzu- helfen: durfte sie aber ihrem an Kindesstatt angenommenen Sohne das einzige Vergnügen, das seinem Herzen wohlthat, verbieten?

Als sie nach- und ausgedacht hatte, entschloß sie sich, den Rath des Herrn Pfarrers der Marienkirche am Seeufer einzuholen; denn derselbe hatte dem Waisenkinde schon viel Gutes erwiesen. Sie putzte sich bestens heraus, brachte auch die drei Kinder sorgfältig zurecht und machte sich mit der kleinen Familie auf den Weg. Pfarrer Vincent war ausgegangen; seine Haushälterin sagte, daß man ihn in der Pfarrei Sankt-Jakob am Fischerplatz finden würde, wo er bei einem seiner Freunde auf Besuch war. Katharine, die sich nicht umsonst gestört haben wollte, beschloß, über die Schleußenbrücke zu gehen, nach der Richtung der Jakobskirche. Zum ersten Male war es nun dem kleinen Peter vergönnt, diese Kirche, ein Kunstwerk, das man mit Recht den „Schmuck von Dieppe“ nannte, mit Muße zu betrachten. Er wurde nicht müde, staunend emporzuschauen zu den beiden nach morgenländischer Art erbauten Thürmen und zur gezackten und durchbrochenen Giebelmauer, die eine Fierde von wunderbarer Feinheit darstellte. Im Innern blieb er auch entzückt vor der Muttergottes-Kapelle stehen; dieselbe ist ein wahres Meisterstück der christlichen Kunst. Mit verblüfften Blicken verfolgte er den so verschiedenartigen Mauerkranz oberhalb der Bogenwölbung mit all' seinen Eichenzweigen sammt Eichen, seinen Vögeln und seinen fantastischen Thiergestalten. Das alles erschien ihm wie eine neue Welt, worauf seine von Natur aus ernsthafteste Fassungskraft vorbereitet war.

In diesem Zustand der Betrachtung und der Unbeweglichkeit überraschte ihn der gute Pfarrherr.

— Diese Dinge kommen dir wohl recht schön vor, mein Lieber? sprach er ihn lächelnd an.

— Jawohl! erwiderte das Kind.

Indem er allsogleich auf einen andern Gedankengang übersprang, stellte er seinerseits auch eine Frage:

— Was sind denn das für Verzierungen, die an den Wänden hängen? sprach er.

— Das nennt man, liebes Kind, Ex-voto, Weihgeschenke, mehr oder minder kostbare Sachen, die in Folge eines Gelübdes zum Zweck der glücklichen Rückkehr der Seeleute versprochen und der Muttergottes geschenkt worden sind. Bald verpflichten sich die Seemänner selbst,

wenn sie in Gefahr sind, ein derartiges frommes Geschenk zu entrichten; bald sind es die Familien, welche, in leichtverständlicher Bangigkeit lebend, solche Sachen hieherbringen: Gemälde, Rosenkränze, Blumen, Perlenkronen, Schiffsformen . . .

— Ja, allerdings, murmelte Peterchen. Wie aber die Schiffe gut gemacht sind! Gerade wie wenn sie auf das Meer hinaus treiben sollten! . . . Nichts fehlt daran. Schauet denn her, Mutter Katharine! . . . Sie haben ein Tauwerk, sogar Segel! . . . Oh! muß nicht der liebe Gott die Leute erhören, welche ihm so schöne Sachen geben?

In der augenblicklichen Stimmung hörte Peterchen gelehrig die Worte des Geistlichen an, dem Frau Katharine etwas zugeflüstert hatte, und der dem Buben die Bemerkungen derselben laut übermittelte.

— Mein Lieber, sprach der herzengute Seelsorger, du machst der braven Frau Kummer, nachdem sie dich so liebevoll aufgenommen hat. Du bist zu wortfarg; du redest nicht; du spielst nicht, wie man in deinem Alter spielen soll. Das ist nicht natürlich, und am Ende wird deine Gesundheit darunter leiden. Wenn du auch Leid und Kummer hast, du mußt dich doch ein bißchen zerstreuen. Jeden Morgen kommst du zu mir, ich will dich lesen und schreiben lehren; denn ich weiß, daß du Talent hast; ich werde deine Anlagen ausbilden, sei nur ruhig. Versprich mir, daß du deiner Pflegemutter folgen willst, und du wirst sehen, daß dann alles gut geht.

— Ich verspreche es Ihnen, erwiderte Peterchen, indem er fortwährend beide Augen auf die Weihgeschenke geheftet hielt . . .

— Sonderbar, bemerkte der Geistliche, wie er die kleinen Schiffchen bewundert!

— Komm jetzt, sprach Katharine zu ihm; wir müssen nach Hause gehen und den Mittagstisch anrichten.

Peterchen folgte ihr bereitwillig, war aber nicht geschwägiger als sonst. Er hatte Etwas im Kopfe und dachte nach.

Gegen Abend ging er zu einem Nachbar, der Wagner war, und begehrte einige Holzstücke. Der Mann gab sie ihm anstandslos, wunderte sich aber ob dieses Einfalls. Dann setzte sich Peterchen an die Ecke des dicken Haus-

tisches und schickte sich an, mit einem Küchenmesser sein Holz zu bearbeiten, schneidend und tragend, während Katharine, die ihn noch nie so fleißig bei irgend einer Arbeit gesehen hatte, nicht genug staunen konnte. Die zwei Mädchen lachten, ohne zu wissen warum, über das wichtige Aussehen, welches Peterchen sich gab, und über seine unwandelbare Kaltblütigkeit.

Schließlich konnte Katharinens Neugierde nicht mehr standhalten.

— Wirst du mir nicht erklären, sagte sie, zu was du das Holz so behauest? Wem fällt doch solches ein?

Statt zu antworten, legte Peterchen die Arbeit weg und schlug seine Arme um den Hals der Wittve.

Diese, ganz betroffen, blieb stehen und betrachtete das Kind.

— Horch', sprach sie, wenn ein anderer so thäte, würde ich mich gar nicht daran kehren; du aber, du machst immer eigenartige Dinge, und deswegen habe ich dich gefragt.

— Gute Mutter, erwiderte er, erlauben Sie, daß ich bis morgen warte, um Ihnen das zu erzählen. Ich möchte zuerst ein wenig wissen, ob es mir gelingt.

Trotzdem konnte Katharina, den ganzen Abend hindurch, nicht anders, als während des Spinnens den schweigsamen Arbeiter verstohenerweise zu betrachten.

V.

Indem Katharine den kleinen Peter so von der Seite ansah, ließ der Junge sich nicht stören: er schnitt, hackte, höhle, glättete sein Holz mit einem Herzen! . . .

Am andern Morgen war er anscheinlich mit sich selbst zufrieden; denn, ohne eine neue Frage abzuwarten, rief er aus:

— Sehen Sie, Mutter, schauen Sie! . . . Was ich da mache, ist ein Schiff.

— Ein Schiff, um des Himmels willen! Zu was denn? . . . Wirklich, das Ding nimmt die Gestalt eines unserer Schiffchen an.

— Und bald, wenn ich einmal den Mastbaum aufgepflanzt und das Segel mitsammt dem Tauwerk angebracht habe, wird hoffentlich nichts mehr daran fehlen.

— Wie du zu Werke gehst! Segel, Tane! . . . Er bildet sich schon ein, er sei Schiffsbauer.

Nun ja, nehmen wir an, du bringst dein Spielzeug zustand; wirst du damit auf dem Aquesbach fahren?

Peterchen schüttelte fein lächelnd den Kopf, blieb aber unausforschlich.

Die Arbeit dauerte vierzehn Tage.

Nach einem halben Monat war das Schiff vollständig gebaut und ausgerüstet: man konnte es nicht genug anstaunen, wie zierlich es war, wie genau nach den Regeln der Kunst und des Gleichgewichts!

Katharine war vor freudigem Stolz ganz außer sich; die Nachbarschaft wußte bald von dem Kunstwerk, und das Haus wurde von Leuten nicht mehr leer. Jedermann streckte den Hals nach dem hübschen Schiff aus, jedermann wollte es anfassen, drehen und wenden. Der gute Pfarrherr Vincent war nicht der letzte, der das Schiff sehen wollte. Darnach sehnte sich eben Peterchen. Er hüpfte vor Freude.

Er lief eiligst nach Hause, wo sich eine Menge Neugieriger drängte und nahm hurtig das Schiff weg, während die Versammelten so ziemlich verblüfft dreinschauten.

Wenige Minuten nachher war er wieder im Pfarrhaus und übergab das Schiff dem Seelforger.

— Laß mal sehen! sagte Herr Vincent, indem er bedächtig die Brille aufsetzte. Oh! du hast das gemacht, was!

— Jawohl ich, Hochwürden.

— Und niemand hat dir geholfen?

— Niemand.

— Gewiß, ich werde nicht überrascht sein, wenn man im ganzen Pollet deine Arbeit als ein Wunderwerk anstaunt.

— Ja, Hochwürden, ich bin auch sehr zufrieden... der liebe Gott hat das zugelassen, um meiner Absicht willen.

— Was für eine Absicht hattest du denn? schrie jemand außer Athem.

Es war Frau Katharine, die dem Buben aus allen Kräften nachgeeilt war.

— Jetzt kann ich es Ihnen wohl sagen, liebe Mutter, antwortete er, und ich freue mich darüber.

— Recht so!

— Als wir in der Jakobskirche waren, da haben wir, wie Sie wohl noch wissen, an den

Wänden schöne Sachen aufgehängt gesehen; man nennt sie...

Er suchte nach dem richtigen Wort.

— Weibgeschenke, ergänzte der Geistliche.

— Ja, Weibgeschenke. Daran dachte ich den ganzen Tag und auch die Nacht hindurch, im Schlafe. Ich dachte denn bei mir selbst, daß, wenn ich ein Schiff machen würde, wie ich dort solche viele gesehen habe, und wenn ich es dem lieben Gott aufopfern würde, vielleicht würde dies den guten Vater im Himmel oben rühren, und dann würde mein eigener Vater ohne Unfall bald wiederkommen. Ich habe meinen Vater so gerne! Er liebte uns so sehr!... Ich habe sobann am Schiffe gearbeitet... Und weil jetzt das Schiff fertig, so bitte ich Sie, Herr Pfarrer, es in der Jakobskirche im Namen des Martin Befehre, Fischers im Pollet, aufzuopfern.

— Theures Kind!... versetzte Herr Vincent, indem er seine Brille abnehmen mußte, weil Thränen die Gläser derselben benetzten.

— Lieber Junge!... rief Frau Katharine, die ebenfalls weinte und ihren Pflugesohn umarmte; ah! mit Recht liebst du Martin, und ich beneide ihn deshalb nicht, was!

— Sei ruhig, erwiderte der Geistliche: heute noch wollen wir gehen, dein Geschenk zu segnen und es anzubringen. Aber ich auch habe einen Einfall: wir werden nicht allein gehen. Marie, rief er seiner Magd zu, gehe und hole mir den Trommler.

Der Trommler trat bald ein. Er schritt hurtig vorwärts, obschon er hinkend war.

Herr Vincent gab ihm seine Weisungen.

Der Mann nahm seine Trommel, begab sich sofort auf den Kirchplatz, im Mittelpunkt des Pollet, und machte dort einen solchen Lärm mit ra und fla, daß bald die ganze Bäckerschaft um ihn herumstand und der Dinge harpte, die da kommen sollten.

Er hielt schließlich mit dem Trommeln ein und ersetzte die Harmonie des Esselfelles durch die Schnarre seiner näselnden Stimme:

„Auf Befehl Seiner Hochwürden, des Herrn Pfarrers, wird bekannt gemacht, daß das vom kleinen Peter Martin geschnitzte Schiff bestimmt ist, in der Muttergottes-Kapelle der Jakobskirche geopfert zu werden. Seine Hochwürden werden es selbst dahin tragen, und je-

des Pfarrkind ist hiermit eingeladen, sich dem Zuge anzuschließen, um gemeinsam miteinander zu beten.“

Und, siehe da! einmüthig eilten die rothen und braunen Mützen, die Casaken, die Westen, die gestreiften Unterröcke, die Holzschuhe nach der Wohnung des Herrn Vincent.

Der Geistliche stand auf seiner Thürschwelle; er lächelte mit unaussprechlicher Genugthuung, der ehrwürdige Mann; an seiner Seite standen Peterchen und Frau Katharine mit ihren beiden Mädchen; in den Händen hielt er behutsam das Schiffchen, das er so zart anfahnte, gleich als wäre es ein Vögelnchen gewesen, dem nichts zu Leid geschehen durfte.

Der Zug bildete sich augenblicklich, mit dem Pfarrer an der Spitze.

Mehrere Tage lang sprach man im Poüet von nichts anderm, als von der Prozeßion des Ex-Voto.

Man sprach auch viel davon in Dieppe. Die Sache verbreitete sich so sehr, daß der erste Eisenbeindreher in der Stadt, Herr Gibert, bei Peterchen künstlerische Anlagen erkannte und ihn zu sich in die Lehre zu nehmen wünschte.

Kleinpeter, statt sich bereit finden zu lassen, wie Herr Gibert es erwartet hatte, dankte ihm höflich und lehnte mit Festigkeit ab.

— Wie! rief Katharine aus, du lehrst deinem Glück den Rücken?

— Mein Glück, erwiderte der Junge, wäre meinen Vater wieder zu sehen; ich kenne kein anderes.

— Aber, mein Lieber, wand der Eisenbeinkünstler ein, vergessen Sie nicht, daß Sie ein Gewerbe erlernen müssen, und das unsere zugleich ehrenhaft und einträglich ist.

— Kann schon sein, Herr; mein Vater aber ist Fischer, und ich werde Fischer, wie er.

Gegen diesen Entschluß schlugen alle Beweisgründe fehl, obgleich Frau Katharine mit Samentiren nicht aufhören wollte, und obgleich der Herr Pfarrer selbst auch seinen kleinen Schüler deswegen abgefanzelt hat.

— Lassen wir's gehen, sagte Herr Gibert, ich habe mich geirrt: der Junge hat für die Kunst den unwiderstehlichen Beruf nicht, den ihm meine Bewunderung beigemessen hatte. Denken wir weiter nicht mehr daran.

Da erstand an einem schönen Tage eine

große Bewegung in der Stadt Dieppe, und die ganze Bevölkerung lief zum Uferdamm. Man hatte die Schiffer von Neufundland signalisirt.

Hurrah! Hurrah! Sie kommen zurück, die guten Seeleute, die braven Männer, welche um ihrer Familien willen so weit gegangen waren!

Hurrah! Die Luft ertönte vom Freuden- geschrei. Wie man die Mützen schwingt! Aller Herzen schlugen einhellig.

Was Thränen! Was Küsse und Umarmungen! Man entreißt einander die mit Theer beschmutzten und sonnenverbrannten Männer. Kaum vermögen sie den rufenden Stimmen, den entgegengestreckten Armen zu entsprechen. Sie betrachten ganz besonders ihre Kinder, die während ihrer Abwesenheit großgewachsen sind, und mit besorgten und gierigen Augen zählen sie dieselben.

Welch' ein Glück! Glück der Wiedertehr! . . . Die Trennung ist bloß eine Süßigkeit, weil das Sichwiederfinden so wohlthut.

Kleinpeter auch war auf das erste Zeichen herbeigeeilt, und Katharine sagte zu ihm:

— Was Schiffe! was Schiffe! das deinige hat sie früher als sonst kommen machen.

Peter aber, mit gesenkter Stirne, sagte traurig zu sich selbst:

— Er wird nur mich wiederfinden, mein armer Vater!

Plötzlich erkennt er das Fahrzeug, auf dem Martin Lefèvre abgereist war. Die Bemannung ist auf der Brücke. Peterchen betrachtet die Männer an Bord nacheinander . . . Martin ist nicht dabei!

— Mein Vater! . . . schrie das Kind mit herzerreißender Stimme.

Und es fiel bewußtlos um.

Als der Knabe wieder zu sich kam, lag er in seinem Bette. Daneben stand Herr Vincent und plauderte leise mit einem Fremden.

— Cap de Diou! sagte dieser, der Kleine macht die Augen auf. Gutes Zeichen! . . . Lassen Sie mich ihm die Sache offen und schonend beibringen. O he! rief er, Peterchen!

Den Jungen durchfuhr wie ein Schauer, und wehmüthig drehte er den Kopf gegen den Ankömmling.

— Mußt nicht so betrübt sein, setzte dieser fort. Dein Papa ist nicht todt, mein Sohn.

Peterchen, der noch kein Wort hervorbrachte, machte ein Kreuzzeichen, dann legte er die Hände zusammen zur Dankagung.

— Ich spreche weiter, ich Trimat, sagte der lustige Gaskogner. Ich komme von Neufundland. Dort hatte ich mich auf Belle-Julie eingeschifft, und auf diesem Schiff befand sich auch dein Papa, ein braver Mann, cap de Diou! . . . Martin ist recht krank gewesen, das ist die reinste Wahrheit! . . . Aber bei unserer Abfahrt ging es ihm besser; nur war es ihm unmöglich, in See zu gehen, und dann haben die Leute dort unten gesagt, sie wollen ihn behalten bis zur nächsten Reise der Diepper. Da er mich als lustigen Bruder mit einem Klappermaul kannte, so hat er mir ganz besonders anempfohlen, seinen Sohn und seine Frau zu besuchen. . .

Peterchen stieß einen verzweifeltsten Schrei aus.

— Haltet das Maul, Unglücklicher! warf lebhaft Katharine ein; die arme Mutter lebt nicht mehr.

— Cap de Diou! ich hab' mich verredet. Ist das ein Unglück! . . . Und wenn auch, mein Junge, es scheint du habest Freunde, und die Freunde sind auch eine Familie. Die werden dich pflegen, und einst wird dein Papa zurückkehren; das versichere ich dir, ich Trimat, auf mein Ehrentwort.

Hierauf machte der Gaskogner grüßend einen Knicks und ging hinaus, um einige Gläser voll Cognac zu leeren und seine Pfeife zu rauchen.

VI.

Peterchens Krankheit war gefährlich und dauerte lange; endlich aber gewann die gesunde Natur die Oberhand, und er genas. Es war auch an der Zeit, daß eine Besserung sich bemerkbar machte: die arme Katharine hatte zwanzig Nächte durchwacht, und dabei die blühende Wohlbeleibtheit verloren, welche vorher ihre Gesundheit sprichwörtlich gemacht hatte.

Sobald die Reconvalescenz zu Ende war, wünschte Peterchen zur Jakobskirche zu gehen, um Gott Dank zu sagen.

— Bist du stark genug dazu? sprach die Wittwe mit besorgter Stimme.

— Jawohl, liebe Mutter... meine zweite Mutter! setzte er hinzu, indem er sich an das Herz der braven Frau fest anlehnte, die in Thränen zerfloß.

— Er ist gerettet! Er ist gerettet! wiederholte sie fortwährend auf dem Wege.

Und rührend war es anzusehen, wie Pauline und Elsa sich darum stritten, wer von ihnen Peterchen beim Gehen unterstützen dürfte.

Bei der Brücke begegnete man Trimat, der auf einem Ständer saß und ruhig rauchte. Der lustige Gaskogner wollte sich wegstellen, damit sein Anblick dem Genesenden nicht wehthäte; dieser aber rief ihm freundlich zu, und verzog sein Gesicht zu einem melancholischen Lächeln.

— Cap de Diou! erwiderte der Matrose, ich bin aber doch froh, daß du wieder auf den Beinen bist.

In der Kirche angekommen, kniete Peterchen unter der Stelle nieder, wo sein Exvoto aufgehängt worden war, und er betete recht andächtig.

Als er aufstand, schien es, als habe er doppelt an Kräften zugenommen. Herr Vincent stand vor der Kirche und freute sich.

— Hochwürden, sagte Peterchen, und Sie, meine gute Mutter, ich möchte mit Herrn Sibert reden... Wollen Sie mich zu ihm führen?

— Zu Herrn Sibert?... rief Katharine.

— Ganz gerne, antwortete der Geistliche, ohne seinen Jögling näher auszufragen; denn er ahnte etwas Gutes.

Herr Sibert wohnte am Nationalplatz, dem Denkmal Duquesne gegenüber. Bei Anmeldung des Besuchs stieg er sofort aus seiner Werkstätte herunter und schien sehr bestrebt.

Er gedachte eine frostige Nicotane anzunehmen; allein beim Anblick der Marmorarbeit und der Blässe Peterchens, war er beunruhigt und entwaffnet.

Einige Worte des Pfarrers Vincent klärten den Künstler über die stattgehabten Ereignisse auf.

— Herr, sagte dann der junge Knabe, Sie hatten sich nicht getäuscht, als Sie dachten, daß ich für Ihren Beruf, den schönsten der Welt, Anlagen habe. Doch wollte ich Sie lieber

das Gegentheil glauben machen und Sie eine schlechte Meinung von mir fassen lassen.

— Eine schlechte Meinung von dir!... Oh! nein, mein Freund, Gott bewahre!

— Wollen Sie also noch, wie früher, mich so hübsche Arbeiten aus Elfenbein machen lehren, wie ich solche hier sehe?

— Ob ich will, mein Junge!... Mit Vergnügen. Nach deinem ersten Versuch in der Kunst, habe ich dich beurtheilt. Es ist also ausgemacht, du wirst mein Lehrling.

Dieser rieb sich die Stirne: auf seinen Lippen schwebte eine Frage, die er nicht auszudrücken wagte. Herr Sibert errieth seine Verlegenheit.

— Was hast du? sprach er; sei nicht bange, mit mir darfst du wohl aufrichtig sein.

— Ich möchte etwas wissen.

— Was denn?

— Muß ich bei diesem Handwerk lange arbeiten, bevor ich Geld verdiene?

Der Elfenbeinkünstler und sogar der Pfarrer schauten den Knaben mit einem gewissen Staunen an.

— Ach was! mein Freund, hältst du so fest ans Geld? sprach Herr Sibert.

— Ja, Herr, ich halte wahrlich daran. Sie werden einmal erfahren, warum.

Die Anwesenden wechselten einen Blick, der bedeutete:

— Seltsames Kind!... der Junge gleicht keinem andern.

— Alles, sprach Herr Sibert weiter, wird von der Raschheit deiner Fortschritte abhängen. Es ist mir daran gelegen, daß du bald etwas verdienst, weil mir auch daran gelegen ist, daß du mir hilfst.

Peterchen hüpfte vor Freude.

— Ich glaube seine Gedanken zu errathen, sagte ganz leise Herr Vincent zu Herrn Sibert, während Frau Katharine den Himmel voll Dankgeigen sah, weil Peterchen, ihr liebes Kind, ein Herr werden sollte, der im Gold und Silber schwimmen würde!

VII.

Ein Jahr verging. Von Morgen bis Abend war Peterchen am Arbeitstisch, wo er mit seinem Werkzeug das Elfenbein schnitt und flach. Es bedarf nicht langer Zeit, b's er aus dem harten Stoff Rosen, Stiefmütterchen,

zarte Blätter, zierliche Schnörkel hervorzauberte. Das Zeichnen hielt mit dem Schnitzen gleichen Schritt, und so war der junge Lehrling bald im Stande, der Natur geistreiche Motive abzugewinnen; denn er fand ein Vergnügen daran, an den Sonntagen die Blumen zu studiren, ihre Verschiedenheiten sich recht in den Kopf zu setzen.

Ja, ein ganzes Jahr ging dahin. — Peterchen schwamm noch nicht im Gold und Silber; aber er verdiente schon so ziemlich Geld, und durch seine Geschicklichkeit und seinen erfinderischen Geist hatte er die übrigen Arbeiter des Herrn Sibert längst und weit überflügelt.

Das Spätjahr rückte näher, und Peterchen verdoppelte seinen Fleiß. Beim Frühstück nahm er sein Stück Brod und setzte sich an das Ufer des eingekreisten Hafens, den Blick auf das Meer richtend.

Als die Rückkehr der Fischer näher kam, sagte der Knabe zu Katharine:

— Ich bin glücklich. Diese Nacht habe ich einen guten Traum gehabt. Unsere Besorgnisse werden jetzt ihr Ende erreichen.

An jenem Tage erschien Peterchen nicht in der Werkstätte; es wäre ihm nicht möglich gewesen, ein Stück Elfenbein in der Hand zu halten.

Und, siehe da! Die Hurrahs des vergangenen Jahres wiederholten sich mit derselben Macht.

Hurrah! Hurrah! Sie kommen, die guten Seeleute, die braven Männer, welche um ihrer Familien willen so weit gegangen sind.

Diesmal ist Belle-Julie an der Spitze.

Wäre das absichtlich geschehen?

Auf der Brücke befindet sich ein Mann halbliegend, dessen Füße in einer Wolldecke eingepackt sind. Auf seinem Gesicht erblickt man die Spuren einer langen und grausamen Krankheit. Weg mit der Erinnerung an die Leidensstunden, da er nun endlich in sein liebes Dieppe zurückgelangt!

In der ganzen Menschenmenge sucht dieser Mann nur ein einziges Wesen... Er erkennt es, er erhebt die Arme. Seiner Bewegung entspricht ein Schrei der Liebe.

Und schier im selben Augenblicke springt Peterchen in ein Schiffchen, das in einigen Minuten das Meerschiff erreicht.